5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Böldergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Böldergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 425, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 62 — Halle a. S., Freitag den 23. Oktober — 1914

Siegreiches Vordringen auf Dünkirchen

Amsterdam, 22. Oktober. Der Korrespondent des „Daily Chronicle" in Dünkirchen telegraphiert, daß wichtige Begebenheiten sich dort zutrügen. Viele glauben, daß die Deutschen Dünkirchen einnehmen und diese Stadt genau wie Antwerpen und Ostende besetzen werden. Im Laufe der letzten 24 Stunden konnte man von der Umgebung der Stadt aus deutlich die deutschen Linien und die sie bombardierenden englischen Kriegsschiffe beobachten, und zwar jene deutschen Truppen, die von Nieuport und Ostende vorrückten. Die deutschen Truppen haben große Truppenmassen in die Nähe der Küste dirigiert. (B. T.)

Die Engländer bombardieren Westende.

Rotterdam, 22. Oktober. In Holländisch-Flandern hat auch in vergangener Nacht und heute das schwere Kanonengebrüll aus südwestlicher Richtung angedauert. Flüchtlinge melden, daß die Engländer das Seebad Westende bombardierten. In Vlissingen klirrten heute früh infolge des Geschützfeuers die Fensterscheiben. Es wird angenommen, daß ein Seegefecht stattfand. (B. T.)

Rotterdam, 22. Oktober. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meldet aus Aardenburg (Provinz Seeland): Von der belgischen Grenze her war die ganze gestrige Nacht und heute schwerer Kanonendonner hier vernehmbar. In Vlissingen hörte man ihn ebenfalls. Heute früh entfernte sich das Geräusch des Donners. (B.-Z.)

London, 22. Oktober. Die Admiralität gibt bekannt: Die Monitore Severn, Humber und Mersey haben letzthin Operationen an der belgischen Küste vorgenommen. Sie feuerten auf den rechten Flügel der Deutschen. Ferner setzten sie zur Unterstützung der Verteidiger von Nieuport Abteilungen mit Schnellfeuergeschützen an Land, die dort gute Dienste leisteten. Bei den Operationen wurde ein Leutnant getötet, sechs Mann wurden verwundet und drei werden vermißt. (B. T. B.)

Amsterdam, 22. Oktober. Dem „Telegraaf" wird aus Sluis gemeldet: In Rousselaere stehen viele Häuser in Brand. Viele Bürger sind nach Frankreich oder Holland geflohen. In der Umgebung wütet der Kampf noch. Die Deutschen erwidern von Mariakerke das Feuer von der Landseite aus, und die englischen Kriegsschiffe beschießen die deutschen Stellungen nach. Vom Deiche bei Ostende aus kann man das Bombardement sehen. Viele Dörfer längs der Küste sind verwüstet. Auch Ostende hat viel Schaden erlitten. Das Terminus-Hotel in Ostende ist voller deutscher Verwundeter. (B. T.)

Christiania, 22. Oktober. Das Londoner offizielle Pressebureau meldet, der Feind habe während des ganzen gestrigen Tages heftige Gegenangriffe gegen die Front der Alliierten gerichtet, wurde jedoch unter großen Verlusten zurückgetrieben. Das belgische Heer habe sich bei Verteidigung seiner Stellungen besonders ausgezeichnet. (B. T.)

Genf, 22. Oktober. Die hiesigen französenfreundlichen Blätter, wie die „Gazette de Lausanne", warnen die französische Bevölkerung ebenso sehr vor überschwenglicher Hoffnung auf englischen Zuzug, wie vor kleinmütigem Fatalismus angesichts der Tatsache, daß die deutschen Stellungen in Ost- und Nordfrankreich durch frische Truppen in Stärke von ungefähr 12 Armeekorps eine große Verstärkung erhalten hätten. Alle Verschleierung helfe gegen diese Veränderung auf dem Kriegsschauplatz nicht. (L.-A.)

Englische Beklemmungen.

In den „Neuen Züricher Nachrichten" lesen wir: Nicht deutsche, nicht österreichische, sondern englische Meldungen der verschiedenen großen Blätter, und sodann italienische, holländische und dänische künden Enttäuschungen und Beängstigungen in der öffentlichen Meinung an. Seit Antwerpen gefallen ist, ging die Zuversicht dahin: daß die englische Flotte sich ohnmächtig erwies, Ostende zu schützen und daß nun auch Dünkirchen und Calais ernstlich bedroht sind, gab ihr den Rest. Dazu gesellen sich die Enttäuschungen über die Verbündeten. Dazwischen ist der unwirrsche Ton gegen Frankreich, der eine Zeit hindurch in vernehmlichen Untertönen verlautete, wieder verstummt. Er wird bald genug wieder erklingen. Dafür äußert ganz und Mafra, wo Erhebungen versucht wurden, die aber schnell unterdrückt wurden. Eine Bande Aufständischer, die von Mafra auszog, wird jetzt von Truppen verfolgt. Der frühere Oberst Adriano Pico scheint das Haupt der mißlungenen Erhebung zu sein. Er wurde in Braganza festgenommen.

Die vorsichtige Form dieser halbamtlichen Meldung zeigt, daß dieser neueste revolutionäre Putsch in Portugal ernster ist oder war, als man zugeben möchte. Vermutlich stehen die Monarchisten dahinter. („L. A.")

Schwerer Taifun in Kiautschou.

Amsterdam, 22. Oktober. „Daily News" berichtet: Ein Taifun hat in Kiautschou die Landungsmole zerstört. 20 japanische Segelboote sind dabei zugrunde gegangen. (B. T.)

Wieder ein englischer Dampfer gesunken.

(W. T. B.) **London**, 22. Oktober. Der Dampfer „Cormoran" ist auf eine Mine gestoßen und gesunken. Die Mannschaft ist gerettet.

Zur Tätigkeit unserer Unterseeboote.

Christiania, 22. Oktober. „Aftenposten" schreibt aus Anlaß der Versenkung des englischen Dampfers „Glitra" durch das deutsche Unterseeboot: Daß Unterseeboote Handelsschiffe kapern und versenken, ist die neueste Seite der Wirksamkeit dieser modernen Kriegswaffen. Die Zerstörung feindlicher Handelsschiffe war bisher allein Aufgabe der Kreuzer. Vorläufig kann die Episode mit der „Glitra" ein einzig dastehender Zufall genannt werden, er deutet aber an, welche Rolle die Unterseeboote im Laufe der Zeit zu spielen berufen sind.

Ein deutsches Sanitätsschiff von den Engländern eingebracht.

London, 22. Oktober. „Daily Telegraph" meldet: Das deutsche Sanitätsschiff „Ophelia" wurde gestern von dem englischen Kreuzer „Hermouth" eingebracht. Seine funkentelegraphische Anlage wurde abgenommen.

Deutsche und französische Flieger.

Zürich, 28. Oktober. Nach den Pariser „Temps"-Berichten sind die Pariser voller Bewunderung für den Mut der deutschen Flieger, für das Geschick und die Anmut, womit sie die Maschinen behandeln. Gelegentlich hört man spöttische Bemerkungen über die Untätigkeit der eigenen Aeroplane, denen es noch immer nicht gelungen ist, die deutschen Flugzeuge zu vertreiben. (N. Z.)

Belgische Zeitungen in London.

London, 22. Oktober. Das früher in Antwerpen erschienene Blatt „Métropole" erscheint von heute ab in französischer Sprache als Beiblatt zum Londoner „Standard". — Die „Indépendance", die heute gleichfalls zum ersten Mal in London erscheint, veröffentlicht eine Zuschrift des Premierministers Asquith, worin er dem Blatte Erfolg wünscht und die Erwartung ausspricht, daß das Blatt wieder in Brüssel und Ostende erscheinen und das tapfere belgische Volk, durch die Waffen der Verbündeten in den Besitz seines Landes gesetzt, sich bald wieder im vollen Genuß seiner Freiheit befinden werde.

Österreichische Erfolge.

Czernowitz wieder in Händen der Oesterreicher.

(W. T. B.) **Wien**, 22. Oktober. Amtlich wird verlautbart: In der Schlacht beiderseits der Strwiaz gelang es uns, nun auch im Raume südlich dieses Flusses den Angriff vorwärts zu bringen. Auf der beherrschenden diagonometrischen Höhe 668 südöstlich Stary-Sambor wurden zwei hintereinanderliegende Verteidigungsstellungen genommen. Nordwestlich des genannten Orts gelangte unsere Gefechtslinie nahe an die Chaussee nach Starajol heran. Nach den bisherigen Meldungen wurden in den letzten Kämpfen 3400 Russen, darunter 25 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet. In Czernowitz sind unsere Vortruppen eingerückt.

Der Stellvertreter des Generalstabes.
v. Hoefer, Generalmajor.

Wien, 22. Oktober. Der Kriegsberichterstatter der „Neuen Freien Presse" meldet: Die Kämpfe bei Przemysl und Hermanowice dauern mit unverminderter Heftigkeit fort. Die Russen haben anscheinend von Lemberg her Verstärkungen bekommen. Sie machten verzweifelte, vergebliche Versuche, die Höhen von Magiera, die ihnen am 17. Oktober entrissen worden waren, wieder zu nehmen. In der vergangenen Nacht und heute früh um 6 und 8 Uhr griffen unsere Artilleriegruppen ein. Auch die schweren Geschütze der südöstlichen Batterien feuerten heftig. Die Bozener Landesschützen stürmten mit Bravour abwechselnd und lösten allein eine Aufgabe, die drei Regimentern gestellt war. Man sieht dem Ende der Kämpfe zuversichtlich entgegen.

Die Beschießung Cattaros.

Mailand, 22. Oktober. Wie der „Corriere de la Sera" aus Cerinje meldet, haben die am Lowtschen Berge aufgestellten französischen Batterien auf die Bucht von Cattaro 400 Schüsse abgefeuert, 150 waren auf Vermatisch, die stärkste der Festungen von Cattaro, gerichtet. Sie haben den äußeren Mauern einige Risse zugefügt. Nach der „Gazeta" hat ein österreichischer Aeroplan, mit einem Maschinengewehr bewaffnet, am 17. Oktober die Telefunkenstation und ein montenegrinisches Bataillon am Lowtschen angegriffen. Einige Soldaten sind verwundet. Auch die österreichische Flotte bombardiert heftig den Lowtschen, ohne aber bis jetzt großen Schaden angerichtet zu haben. (B. T.)

Revolutionäre Erhebung in Portugal.

Lissabon, 22. Oktober. Halbamtlich wird gemeldet: Letzte Nacht erlitten Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen durch Sabotage eine gewisse Unterbrechung, sie wurden aber bald wieder hergestellt. Augenblicklich herrscht wieder Ordnung in Portugal, außer in Braga

Die Beute von Tannenberg.

(W. T. B.) Berlin, 22. Oktober. Die Beute von Tannenberg soll so gewaltig gewesen sein, daß die Deutschen 1620 Güterwagen brauchten, um sie fortzuschaffen.

Die Getreidemagazine Antwerpens unversehrt.

Mannheim, 22. Oktober. Die Rhenania-Speditionsgesellschaft in Mannheim teilt der „Badischen Landeszeitung" mit, daß nach einem ihr zugegangenen Bericht die Getreidemagazine in Antwerpen vollständig unversehrt seien. Die Schiffahrt werde zwar durch die versenkten Schiffe behindert, doch würde dieses Hindernis schon in nächster Zeit behoben sein, so daß in etwa zehn Tagen die Schiffahrt in Antwerpen wieder frei sein dürfte.

Ein Wunsch Graf Zeppelins.

Im Vereinslazarett in Konstanz wurde den Verwundeten kürzlich vom Grafen Zeppelin ein Besuch abgestattet. Der Graf gab den Verwundeten den scherzhaften Rat, möglichst rasch gesund zu werden, damit sie den in nicht allzu weiter Ferne in Aussicht stehenden Siegeseinzug der Truppen noch mitmachen könnten. Unter anderem gab er für sich selbst noch der Hoffnung Ausdruck, wenn es einmal über den Kanal nach England gehe, daß er diese Fahrt noch mitmachen könne. („L. N.")

Zuzug nach Straßburg.

Der Gouverneur der Festung Straßburg erläßt eine Bekanntmachung, wonach Reichsdeutsche zur Zureise nach der Stadt Straßburg eines Passes oder Passagierscheines der zuständigen Behörde ihres Wohnortes bedürfen. Für einen mehr als dreitägigen Aufenthalt ist die Erlaubnis der Militärpolizei einzuholen. Ausländer bedürfen zur Zureise nach Straßburg einer brieflichen Erlaubnis. Zum Verlassen der Stadt Straßburg ist ein Reisepaß oder Passagierschein erforderlich.

Massenverhaftung russischer Spione.

Die Krakauer Zeitung „Nowa Reforma" meldet aus Neu-Sandez, daß dort ein in der Uniform eines österreichischen Soldaten verkleideter russischer Offizier verhaftet worden sei, der von den Russen bei ihrem Abzug als Späher zurückgelassen worden war. In anderen von dem Feinde geräumten Gegenden wurden 30 russische Offiziere, die als Bauern verkleidet waren, aufgegriffen.

Die ersten Inder in deutscher Gefangenschaft.

Ueber die Betätigung der indischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz war bisher nichts bekannt gegeben; in den letzten Tagen hieß es, indische Truppen waren einstweilen in einem Lager in Frankreich interniert, um sich erst an das Klima zu gewöhnen. Nun teilt aber die „Köln. B.-Ztg." mit, daß in Köln mit einem großen Gefangenenzuge mehrere Wagen mit Indern eingetroffen sind, die in ihren weißen Kleidern jämmerlich froren, obwohl sie in Decken und Mäntel eingehüllt waren. Die indischen Truppen haben also wenigstens teilweise an den Kämpfen bereits teilgenommen und auch schon eine Anzahl Gefangener geliefert. Der Wunsch Lord Curzons, zu erleben, daß indische Truppen in das Herz des Deutschen Reiches gelangten, hat sich also — in der Weise, wie wir damals sofort andeuteten — bereits erfüllt!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410235/fragment/page=0001

Von Paris nach Aachen mitten durch die feindlichen Linien.

Von D. Bitetti; aus dem Corriere della Sera.

Aachen, 9. Oktober. Aus dem französischen Feldlager sind mir hierhin mitten ins deutsche Heer verschlagen. Der Marsch mitten durch die feindlichen Linien war kein freiwilliger, sondern das Ergebnis eines seltsamen journalistischen Abenteuers. Die französischen Militärbehörden hatten uns mit ihrer Strenge zur Verzweiflung gebracht. Bei unserer Abreise von Paris war es uns unmöglich, mit irgendwelchem Beförderungsmittel an die französischen Stellungen an der Aisne und Somme heranzukommen. Schon wenige Kilometer vor Paris wurden wir angehalten und nicht weitergelassen. Wir beschlossen — außer mir meine Berufsgenossen Carlo Scarfoglio und Orazio Pedrazzi — die französischen Stellungen im Bogen zu umgehen, nämlich uns mit einem Personenzug nach Lille zu begeben und von da, einerlei mit welchem Beförderungsmittel, gegen die Somme vorzustoßen, und das mit dem doppelten Zweck, einmal um zu erkunden, wie die Kriegslage wäre, was die beiden Gegner auf der Westfront der großen Schlachtlinie vorbereiteten, und weiter, um den Versuch zu machen, die Linien der äußersten linken Flanke der Verbündeten zu gewinnen. Unser bescheidener Plan hatte das Glück, mit dem Plan des deutschen Großen Generalstabes zusammenzufallen, der die Schlachtlinie bis zur See verlängern wollte. In der Nähe von Lille von der Heeresflut der Deutschen überrascht, suchten wir 2 Tage lang eine Furt, um ins französische Lager zurückzukehren. Es ist uns nicht gelungen; aber der Mißerfolg hat uns erlaubt, die so bemerkenswerten Vorgänge der Schlacht zwischen Lille und Arras als Zuschauer zu verfolgen. Wir haben so den gewaltigen deutschen Militarismus am Werk gesehen, über den so viele Geschichten im Volk umlaufen.

Ich berichte nach meinem Tagebuch:

Doornik (Belgien), 3. Oktober. Noch vor 2 Tagen war die hübsche und gewerbsfleißige belgische Stadt von französischen Truppen besetzt, rund 2000 Mann, darunter Spahi und Marokkaner. Auf höheren Befehl gegen die Franzosen sich nach Lille zurück, die Bewohner stürmten, von panischen Schrecken ergriffen, die Flüge und flohen nach Frankreich. Aber der befürchtete Einmarsch der Deutschen kam nicht, und so waren heute morgen fast alle Flüchtlinge wieder zurückgekehrt.

Die Ulanen in Doornik.

Mit einem Zug, der von Lille kam, sind auch wir hier angelangt. Eine Frau, die mit Kind, Kanarienvogel und Papagei nach Doornik zurückfuhr, erzählt uns mit Tönen der Entrüstung vom verschiedenen „deutschen Greuein", die sie aber nur vom „Hörensagen" hat. Sie ist deräuber so erstaunt, daß sie beim bloßen Anblick eines Ulanen sicher ausbreist. Wir kommen gegen Mittag in Doornik an. Dem Menschenstrom, der ankommt, stutzt ein anderer entgegen: Ulanen sind in der Stadt aufgetaucht, ein ganzes Heer der Deutschen ist im Anmarsch. Der letzte Zug nach Lille geht um 12 Uhr 20 Min. Die Frau mit dem Papagei verlässt darum den Bahnhof nicht. — Wir gehen über die Scheldebrücke und kommen in die Stadt. Alle Geschäfte sind offen und voll aller Art Eßwaren. Die Bevölkerung verhält sich ruhig; nur stehen kleine Gruppen von Leuten umher und unterhalten sich mit gedämpfter Stimme. Wir sind in der Rue des Chapeliers. Eine Bewegung macht sich im Hintergrund der Straße bemerkbar. Ungtmeier laufen in die Häuser und schließen sich ein. Les voila! Jis vienment! Und drei Ulanen zu Pferd, die Gesichter ernst, die Lanzen in den Bügeln, reiten im Schritt heran. Man hört keinen Laut. An die Hausmauern und die Läden gedrückt steht alles in aufmunksvollem Erwartung. Am Großen Platz hält der vorausreitende Ulan, den gespannten Revolver in der Faust, an und fragt: La chaussee de Lille? Eiffertig fliegen fünf bis sechs Arme in der Richtung hoch. Einige Minuten später kommt ein einzelner Radfahrer, mit mildem Gesicht, die Maschine an der Hand. Auch er fragt nach der Straße nach Lille, aber fast sollte man meinen, er fürchte sich vor den Gruppen der Neugierigen und Angsthaben, die ihn beobachten. Bei jedem Schritt ruft er mit erstickter und murmelnder Stimme: Bonjour, bonjour! Von Minute zu Minute wird der Vorbeimarsch dichter, da kommen Autos, Krafträder, Radfahrerpatrouillen, Ulanen. Die einen ziehen weiter, die andern bleiben. Sie besetzen das Polizeiamt, das Rathaus und den Bahnhof. Kein Zweifel: wir stehen einer wichtigen Heeresbewegung gegenüber. . .

Der Zug der Regimenter.

Um 4 Uhr hören wir weit in der Ferne vielstimmigen Gesang, ernst und feierlich. Deutsche Regimenter kommen jüngend auf der Straße von Brüssel her gezogen. Vor ihnen, zwischen zwei Offizieren, marschieren zwei Zivilisten; angelehne Belgier, zugleich Geiseln und Führer. Die Soldaten, durchweg ältere Leute, marschieren mit schnellem Schritt und großer Frische vorbei. Mit dem Zugvolk, wechselt Artillerie mit dem . . . „Gefüh und einige Regimenter Reiterei — alles sehr junge und kräftige Leute. Die Lage erstreckt sich weithin zwischen den zwei Reihen der stummen und unbeweglichen Menge. Hinter den Truppen ziehen die Fuhrwerke vorbei — meist in Belgien eingegangene Gespanne — mit Lebensmitteln beladen, die die Soldaten abgelegt haben. Vor Abend ist der Vorbeimarsch zu Ende. Die ganze . . . . Brigade ist vorbeigezogen. In der Stadt sind nur einige Hundert Leute zurückgeblieben, die zum Generalstab gehören, der in den Gasthäusern Wohnung genommen hat. 9 Uhr ist vorbei, und viele Geschäfte sind noch offen: hübsche Mädchen sitzen auf den Bänken vor den Läden. Soldaten mit Staub bedeckt, treten in die Geschäfte, um Einkäufe zu machen, meist an Brot; sie bezahlen bar, mit der größten Gewissenhaftigkeit. In dem Gasthof, wo wir abgestiegen sind, kommen einige Offiziere zu Tisch, ohne irgend welches hochmütige Gebaren der Sieger. Heute abend gelangt es mir nicht mehr, zu erzählen, warum heute morgen die so große Menge aus ihren Häusern sich, um übel beraten ins Elend nach Frankreich zu wandern.

Orchies (Frankreich), 4. Oktober. Unhaltendes Pferdetrappel hat uns heute morgen in Doornik geweckt. Aus Lille zu marschierten viele Regimenter Infanterie und Ulanen. Unzählige sind in den drei nächsten Stunden vorbeimarschiert, untermischt mit einigen Infanterie- und Artillerie-Regimentern; die letzteren waren Bayern, die gleichen in ihrer Kleidung und ihren Käppis ganz genau den österreichischen Truppen. Gegen 11 Uhr kommen wieder 1½ Stunde lang Truppen vorbei. Ich rechne, daß von gestern auf heute in der Richtung auf Lille mehr als . . . ausend Mann vorbeigezogen sind. Heute ist Sonntag. Die Hauptkirche Doornik, die im ganzen nicht besonders schön ist, aber Einzelheiten von großem Wert aufweist, ist gedrängt voll von Gläubigen. In dem mystischen Dunkel des Hauptschiffs scheint das der Krieg weit, sehr weit. Das Getrappel der Pferde und das Rasseln der schweren Geschütze, die über den Großen Platz fahren, klingt so gedämpft, daß er den Gottesdienst nicht stört. Nach der Messe stehen die Gläubigen draußen in Gruppen zusammen und betrachten die „Dorde" der Bewaffneten, ohne daß aber irgendwo Störung vorgekommen wäre. Sie vertrauen sich dem Schutze Gottes an und warten mit Geduld auf den Tag ihrer Befreiung.

Die Zivilst auf dem Zweirad.

Von Doornik sind wir auf dem Zweirad entkommen. Dieses so einfache und in Belgien wie in Frankreich so volkstümliche und verbreitete Verkehrsmittel wird durch den Verkehr jeden Tag seltener. Belgische, deutsche und französische Soldaten haben mit Gewalt verschiedene Male Jagd darauf gemacht; und wer noch eins besitzt, wagt nicht, es zu zeigen. Um drei Räder zu bekommen, haben wir die ganze Stadt durchstöbern müssen. Das Volk, das uns gestern als deutsche Spione der Vorhut

Bilder aus dem eroberten Antwerpen

bearwöhnt und gefürchtet hat, hat uns, als es sah, wie wir heute morgen beim Vorbeimarsch der Soldaten unsere Räder versteckten, plötzlich zu englischen Spionen umgetauft. Hierzulande ist der Fremde entweder Soldat oder wenigstens Spion. Bei dieser Verwechslung sind wir allerdings zuerst gefürchtet und dann unterstützt worden. Wir verlassen Doornik in der Richtung nach Orchies-Douai-Arras in der Hoffnung, so der deutschen Heeresflut auszuweichen, die gegen Lille anschwillt. Besorgt sind wir besonders für unsere Räder, das einzige Mittel, schnell vorwärts zu kommen. Nach zwei Kilometern Weges stockt uns das Herz: eine deutsche Radfahrerpatrouille kommt uns entgegen. Es ist die erste Begegnung mit deutschen Truppen. Fuß zur Erde und heraus die Pässe, die visiert sind von Frankreich und voll französischer Marken kleben. Die Soldaten verstehen von unsern Reden nur das Wort: Italiani. Begehrlichen Augen betrachten sie unsere so ganz und gar neuen Räder, fordern die Adresse des Verkäufers und lassen uns ziehen. Wir atmen auf und rufen aus: Es sind denn doch wackere Kerle, diese Deutschen! Wir treffen verschiedene Patrouillen von der gleichen Gutmütigkeit, mit demselben Erfolg. Wir überschreiten die alte belgisch-französische Grenze, die heute nur aus zwei Grenztafeln besteht und fahren nach Orchies weiter, von dem es heißt, daß es ganz zerstört sei. Tatsächlich, es ist wahr. Haus für Haus sind alle Wohnungen vollständig niedergebrannt worden. Die Wege liegen voll angebrannter Balken und voll Ziegelbrocken. Aus dem Schutt bringt ein Gemisch von Brand- und Leichengeruch. Wir kommen über viele verlassene Straßen. Hier schweigt eine Kahe, dort ein Hund nach Nahrung umher. Um den Weg nach Douai zu finden, suchen wir auf den noch stehenden Wegweisern die Inschriften des Touring Club de France und gelangen so auf den Hauptplatz des Städtchen Orchies, das 20 000 Einwohner zählte. Endlich sehen wir auch Menschen — aber es sind deutsche Soldaten, darunter ein höherer Offizier. Sie sprechen mit einem Geistlichen und beachten uns nicht. Andere Soldaten betrachten uns mit Neugierde. Wir beeilen uns, aus der traurigen Wirrnis der Ruinen herauszukommen. Aber da, wo vor dem Ort sich die Straßen nach Valenciennes, Douai und Lille kreuzen, kommt das, was wir lange vorhergesehen haben. Dort stehen andere Soldaten und Offiziere, wir werden verhaftet und ausgeraubt. Unsere Reise auf der Bahn von Paris nach Lille und Doornik findet bei den Offizieren unglaubige Ohren, da sie, mit der wirklichen Lage nicht vertraut, das deutsche Heer viel weiter vorgeschoben glauben, als es in Wirklichkeit ist. Zum Schluß sagen sie: Wir glauben nichts von dem, was Sie uns da vorreden!

Verhaftet.

Von vier Bajonetten umgeben werden wir auf den Hauptplatz vor den Major geschleppt, den wir zuerst im Gewirr mit dem Pferde gesehen haben. Als wir mit vielen mündlichen und schriftlichen Belegen nachweisen, wie wir in die deutschen Linien gekommen und daß wir italienische Zeitungsleute sind, geleitet uns der Major in der allerhöflichsten Weise in das einzige Haus, das von der Zerstörung verschont und zur Verfügung des Generalstabs geblieben ist. Hier werden Sie als unsere Gäste bleiben, bis der General Ihren Fall entschieden hat." Ein Leutnant, der trefflich Französisch spricht, läßt uns in das einzige freie Zimmer treten: eine Dachkammer voll alten Gerümpels. Das ist natürlich kein Staatszimmer; aber wir beklagen uns nicht. Sind wir doch schlechtere Gewahrsame gewohnt. Als wir nur einigen Tagen auf dem Hermarsch von Reims den französischen Militärbehörden in die Hände fielen, nahm uns ein Stall auf, noch dazu einer mit pur wenigem Stroh, dafür aber voll von noch vielen anderen europäischen und amerikanischen Berufsgenossen, die alle — unter Barzini eingeschlossen — den Franzosen ins Garn gegangen waren. Daher wird die warme Dachkammer mit ihrem interessanten Inhalt wie einer Sammlung alter Münzen, einer solchen alten Stiche und all dem andren krausen Kinkerlitzchen von uns geradezu als ein unverhofftes Paradies begrüßt. Von hier aber sehen wir der zerstörten Stadt noch viel furchtbarer. „Wir haben es leider tun müssen," sagte uns der Offizier, „weil ein Einwohner von hier in ein Lazarett vom Roten Kreuz eingedrungen ist, einen Verwundeten getötet und einen Arzt verwundet hat. Wir haben die Bevölkerung angewiesen, das Haus zu verlassen und dann alle Häuser in Brand gesteckt." Auf den Straßen sehen wir Soldaten, die die Tore eines Schuppens einstoßen, den die Franzosen zum Aufbewahren von Lebensmitteln und von Wein gebraucht haben. Der Offizier, der uns allenthalben Gesellschaft leistet, erklärt uns, die deutschen Soldaten erhielten nur mäßige Rationen, wären aber angewiesen, sich Besseres in den Städten und Ortschaften zu verschaffen, die zur Strafe für begangene Verbrechen zerstört würden. Was die Beschuldigung der französischen Zeitungen anginge, die Soldaten tränken den Wein in so großen Mengen, so sagt er, ist den Soldaten wegen des schlechten Wassers, das in dem ganzen von den Deutschen besetzten Teile Frankreichs vorherrscht, geraten worden, kein Wasser, sondern Wein zu trinken.

Ein spaßiger Hausmeister.

Die strenge Durchführung dieser Maßregel erfuhren wir am eigenen Leibe, als wir von dem Feldwebel, den man uns als maître d'hotel beigegeben hatte, Wasser forderten. Das Haus, wo wir wohnen, gehört einem reichen Notar, der einen wohlgepflegten Weinkeller besaß, den der Feldwebel schon von oben bis unten durchsucht hatte. Er bringt uns Burgunder, Champagner, Rheinwein und zum Schluß zwei uralte Flaschen Lacrimae Christi, weigerte sich aber entschieden, uns ein Glas Wasser zu verabreichen: Mauvaise! mauvaise! Unsere Mahlzeit, die von einem so spaßigen maître d'hotel abhing, verlief seltsam und mit allerlei kulinarischen Sprüngen. In Abständen von je einer halben Stunde brachte uns unser guter Feldwebel Brot, Butter, Schinken, Kaffee, Fleischbrühe und Tee. Für ein Huhn, das er uns versprochen, das er aber am 7 Offiziere batte abgeben müssen, die unversehens mit dem General gekommen waren, entschädigt er uns durch einige ganz besonders feine Sorten seines Weinkellers. Kaum ist es dunkel, da läßt der Leutnant bitten, wir sollten das Licht löschen — um dem Feind unsern Lagerplatz nicht zu verraten — und schlafen gehen. Aber der Feldwebel unterhält uns mit seinen höflichen Reden bis Mitternacht, er erzählt uns von seinen Kriegseinbrüchen, von der fürchterlichen Wirkung der 42 Zentimeter-Mörser und von der unnachsichtigen Verwendung eines noch viel größeren Mörsers. Er verrichert uns, er habe den Herren General davon sprechen hören. Bevor der Feldwebel, der ein Musterbeispiel eines guten Kerls ist, uns endgültig schlafen läßt, erzählt er uns noch folgendes: Hier im Hause haben vorher französische Offiziere gehaust, die vor ihrem Abmarsch ins Fremdenbuch des Notars, dem Hausherrn, ihren Dank für die reichliche Verpflegung, die guten Weine und den „Komfort" der Zimmer bezeugt haben. Unter ihre Erklärung habe ich auch den Dank der deutschen Offiziere niederschreiben zu müssen geglaubt. Lachend trollte er sich von dannen. Wir bezahlen, er kommt nicht wieder, aber er weckt uns höchstens, um uns zu unterrichten, was der General über uns beschlossen hat.

(„Köln. Ztg.")

Drei gegen Fünfzig.

Es war ein heißer Tag. Sommerfäden zitterten in der Luft, sonnenburchglüht waren Aecker und Felder. Der kleine russische Grenzort Prosken zeigte schon seit einer Woche nicht mehr die gewöhnliche Physiognomie beschaulichen und bedächtiger Ruhe. Ein Teil der Geschäfte war geschlossen. Die Bevölkerung ging nicht, wie sonst, ihrer gewohnten Tätigkeit nach: Man sah Gruppen von Männern eifrig redend, und mehr wie einmal wanderten die Blicke gegen Osten, der Grenze zu, die dicht an dem Ort vorüberzieht.

Denn auch Prosken ist eine Wacht der deutschen Kultur, auch dieser unscheinbare Platz hat seine Bedeutung als Scheide zwischen Ost und West, zwischen Barbarei und Zivilisation.

Gestern waren deutsche Soldaten gekommen, aber nach kurzem Aufenthalt früh morgens weiter marschiert.

Nun war Prosken wieder ausgestorben, denn die Jungen waren so sämmtlich bei den Fahnen des Königs, um in den Krieg zu ziehen gegen den eidbrüchigen und frivolen Nachbar.

Der Krieg war seit Tagen erklärt!

Plötzlich — gegen neun Uhr morgens — als der Ort langsam lebendig wurde, kam ein Fuhrwerk in rasender Eile hereingejagt. Der Kutscher des primitiven Karrens hieb auf seine zwei Ackergäule ein, als säße ihm der Teufel im Nacken, und sein Entsetzen schien sich auch den Tieren mitgeteilt zu haben. Sie rannten mit geblähten Nüstern daher, den Wagen hinter sich herschleuderend, und der Kutscher schrie aus Leibeskräften:

„Retiret euch, Kosaken kommen!"

Die Panik, welche diese Worte hervorriefen, war unbeschreiblich. Schnell rannten noch einige Einwohner in die Häuser, ihr Vieh oder sonstiges Eigentum zu retten. Mütter rissen ihre Kinder an sich, die Männer schrien nach ihren Frauen, und wenige Minuten später, als der Wagen längst in einer Staubwolke verschwunden war, wälzte sich ein Knäuel von Menschen die Landstraße dahin, und auf dem Marktplatz stolzierte nur noch ein einsamer Hahn in gänzlicher Unwissenheit der Gefahr, die ihn bedrohte, umher.

In einem Kartoffelacker lagen drei preußische Infanteristen. Ein Beobachtungsposten, den die abgelegene Kompagnie zurückgelassen hatte.

Sie schmauchten ihre Zigarren — Liebesgaben! — und waren guter Dinge, als plötzlich der eine sagte:

„Brih, lied bir mal das Theater an. Ich glaube, die rücken alle aus."

„Scheint sich so", erwiderte gemächlich der Angeredete, und darauf bei dritte:

„Junge, mir scheint, wir müssen das Insektenpulver in Bereitschaft halten."

„Wie die Leute bloß so laufen können", setzte der erste das Gespräch wieder fort und griff nach dem Gewehr. „Donner ja, man könnte denken, die Cholera wäre in sie gefahren."

„Da wirbelt du ach looser, Willem", rief sich der Zweite wieder vernehmen, und der Dritte bemerkte nun bedächtig:

„Da kommt etwas, das wie eine reitende Whisthbudile aussieht."

Ohne Uebereilung machten die drei sich gefechtsbereit. Sie sahen noch am Ende des Ortes einen Mann, dessen Neugierde offenbar größer war als die Besorgnis, denn er sah der jetzt tatsächlich heranbrausenden Kosakenabteilung mit größtem Interesse entgegen, ohne seinen Platz zu wechseln.

Es waren ihrer Fünfzig.

Noch waren sie etliche hundert Meter entfernt. Voran sah man den Offizier daherfegen, als gälte es, eine arabische Phantasia zu reiten. Er war den Sätzen in die Luft und hing ihn wieder auf — und mit ohrenbetäubendem Geschrei folgten ihm die Soldaten.

„Achtung, Willem!" sagte Fritz.

„Feuer!" der Dritte.

Da krachen drei Schüsse. Der Offizier wollte sein Pferd zurückreißen, fiel aber plötzlich schwer wie ein Sack aus dem Sattel.

Der hinter ihm reitende Gefreite folgte, ein Soldat war der nächste.

„Gut gesessen", lachte Fritz. „Nu, Willem, machen wir aber 'n bißchen fix!"

Sie gaben Schnellfeuer.

Sieben Schüsse krachten in die Horde, da rissen die Kosaken, die so sicheßsicher in Prosteen hatten einreiten wollen, die Pferde herum und jagten zurück.

Ein dröhnendes Gelächter verfolgte sie — dann kamen die drei Soldaten gleichmäßig aus dem Kartoffelacker heraus.

Sprachlos sah ihnen der einzige Zeuge des „Gefechtes" entgegen. Als sie endlich näher kamen, sagte er:

„Soldaten, das macht euch so leicht niemand nach. Drei gegen Fünfzig — das war ein Heldenstück!"

Aber Willem lehnte das Lob ab.

„Wor bloß unsere Absicht: dawor sind wir ja doch da, nich? Oder denken Sie, wir hätten vielleicht den Kartoffelacker hergegeben? Nee —"

„Was mich am meisten geärgert hat", warf Fritz dazwischen, „war, daß ich meine Zigarre ausgehen lassen mußte. Willem, gib Feuer."

Der Zivilist reichte den drei Braven Streichhölzer und ein paar Extrazigarren.

„Denn das war das wenigste, was Sie verdient haben", sagte er, als er, in Allenstein eingetroffen, diese selbsterlebte Geschichte erzählte.

Vom Verständigen in Feindesland.

Eine Quelle unfreiwilliger Komik und heiteren Humors war im Deutsch-Französischen Kriege 1870, und wird es wohl auch jetzt wieder sein, die schwierigkeiten, sich mit Feinden zu verständigen. Ja, 1870 fand man im Elsaß — weniger in Lothringen — noch manche Personen, die Deutsch verstanden. Zwei biedere Bayern waren in einem französischen Wirtshause einquartiert, dessen Wirtshausschild die Worte „Au lauvage" trug. Auf die Frage ihres Hauptmanns, wo sie untergebracht seien, erfolgte die prompte Antwort: „In der Sau-Wage". Ein sächsischer Offizier berichtet in seinen Kriegserlebnissen: „Ein findiger Soldat wußte die Schwierigkeit, sich mit den Franzosen zu verständigen, in sehr geschickter Weise zu überwinden. Er trat mit der Uhr in der Hand vor seinen Quartiergeber und, indem er mit dem Finger auf eine Ziffer wies, bemerkte er nachdrücklich: „Manger!" Der Finger fuhr weiter und machte an einer andern Ziffer Halt: „Gafe!" Eine dritte Ziffer wurde durch „Dormir" erläutert; dann aber fuhr der Mann schnell einige Male rund um Zifferblatt und rief: „Voire! Voire!" Diese illustrierte Ausdrucksweise soll ganz deutlich verstanden worden sein. — Dagegen konnte sich ein braver sächsischer Offizierstöchterchen absolut nicht in die Vorstellung hineinleben, daß die Leute in Frankreich sein ehrliches Deutsch nicht verstehen sollten. Er begab sich vom Ortsbinkel aus ins Dorf und fragte den ersten besten Bauern: „Haben Sie keen' Eemer nich?" Schweigen. „Ob Se keen' Eemer nich haben?" Dieselbe Antwort. „Een Eemer! Een Ee—mer! Ob Se — keen' — Eemer — nich — keen'?" Wiederholte der Mann, erdreiste sich durch immer gesteigerten Stimmaufwand verständlicher zu machen suchte, bis sein Brüllen besorgte Aufmerksamkeit im Lager hervorrief. — Die „Rache des Adjutanten" könnte man eine andere heitere Episode betiteln. Ein jüngerer aus künstlerischem Gebiete sehr bekannt gewordener Offizier war als Adjutant einem Vorgesetzten attachiert, der sehr gut und sehr gern Französisch sprach und es daher liebte, sich mit seinen Wirten zu unterhalten, während der Adjutant die fremde Sprache weniger gut beherrschte. Er war daher bei Tische mehr zum Schweigen verurteilt. Um sich nun für seinen Aerger und einmal zu revanchieren, ließ der Adjutant durch den voraussgeschickten quartiermachenden Einjährigen seinen Kommandeur als einen schrecklichen Brummbär schildern: er liebe es nicht, mit seinen Wirten zu Berührung zu kommen, wolle ganz unbelästigt bleiben, wünsche speziell nicht, daß sich die Frau des Hauses um seine leiblichen Bedürfnisse kümmere usw. Kein Wunder, daß der General sein diesmaliges Quartier sehr sonderbar fand: niemand zeigt sich ihm, er wird gelissentlich allein gelassen und kann nur mit Not und Mühe nach wiederholten vergeblichen Versuchen dazu gelangen, den Wirten seinen Dank auszusprechen und — in Stundchen mit ihnen zu plaudern. Erst nachdem sich dies auffallend kühle Verhalten der Quartiergeber im schroffen Gegensatz zu der bisher erfahrenen Gastfreundlichkeit einige Male wiederholt hatte, kam der General hinter die Kriegslist seines Adjutanten, mit dem zusammen er sich dann weidlich an dem Scherz ergötzte.

Kriegshumor.

Verspreng.

Drei verspreng Infanteristen sitzen, nachdem sie die Gewehre zusammengesetzt haben, beim Abkochen, als näherkommendes Roßgespräch hörbar wird. Sich kampfbereit in den Graben werfen, ist das Werk eines Augenblicks, und im nächsten Moment erdröhnen die Reiter: ein feindliche Patrouille von sieben Mann; eine Salve empfängt sie, zwei Mann sinken vom Sattel, die übrigen springen ab und erwidern das Feuer. Ein minutenlanges Duell, und die Reiter sind „erledigt". Nach genauer Durchsuchung der Gefallenen, bei der nichts besonderes gefunden wird, setzen sich wieder drei Infanteristen, als wäre nichts geschehen, zum Essen. Da springt plötzlich einer der drei auf und gibt durch allerhand Zeichen seinen Kameraden kund, daß er sich „verschluckt" habe. Beide springen auf, und kräftige freundschaftliche Rückenschläge bringen ihm die Erlösung: aus seinem Munde rollt ein hartes etwas: eine russische Kugel, die in den Kochtopf des Mannes verirrt hatte. „Junge," ruft sein Kamerad, „du kannst dich freuen, daß die Kugel gekocht war, roh wäre sie dir schlechter zu stehen gekommen!"

Russische „Spähe".

Bei den sogenannten „Spähen", die russische Kosaken sich im Osten erlauben, spielen oder vielmehr spielten unter der Rieume Rotterdamsche Courant geschlachtete Schweine eine große Rolle. Ein Landrat fand ein geschlachtetes, verwestes Schwein in seinen eigenen Ueberzieher eingekleidet in seinem Schlafzimmer. Auf einem großen Landgut fand man ein Schwein wie den Wolf im Märchen, von Rotkäppchen unter Decken im Bett. Kopf und Pfoten sahen heraus.

Französische Presse. „Denken Sie, mon cher, was mir passiert ist: gestern hätte ich beinahe — meine eigene Siegesnachricht nicht geglaubt!"

Antwerpen. John Bull: „Nun, liebes king Albert, was zahlst mich für eine Entschädigung dafür, daß ich dich habe hineingerettet ins Verderben?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410235/fragment/page=0002